

DARUM

Ein Mensch
sucht seinen Weg

Norbert F. Stemmer

A hiker with a backpack is walking away from the viewer on a rocky mountain path. The path leads towards a large, snow-capped mountain peak with a cross on top. The sun is rising behind the mountains, creating a bright glow and long shadows. To the right of the hiker, there is a wooden signpost with three arrows pointing in different directions. The sky is blue with some clouds, and the overall scene is a beautiful mountain landscape.

Kapitel 11

Nathans Eltern

Beim Einlaufen unseres Schiffes in den Hafen von Haifa wurde es laut. Hafearbeiter schrien sich gegenseitig Befehle zu, liefen geschäftig hin und her, um unser Schiff an der Kai-mauer festzumachen. Für einen Moment beunruhigte mich dieses Geschrei, es wirkte wie ein chaotisches Durcheinander. Doch kaum waren die schweren Trossen über die Poller gelegt und festgezurt, legte sich die Anspannung, und es wurde ruhiger.

Nachdem die Einwanderungsbeamten an Bord gekommen waren und mir das Visum ausgestellt hatten, durfte ich von Bord gehen. Israel – das klang für mich nach einem Land voller Spannungen, von Krisen und Kriegen gezeichnet, ein kleines Land, fast rundum von Feinden umgeben. Ich war neugierig und aufgeregt zugleich: Wie ist es, hier zu leben? Wer sind die Israelis – oder besser gesagt: die Juden? Und wie ist das Miteinander in einem Land, in dem neben Juden auch Araber und Palästinenser leben?

Ich habe Nathan in der Jugendherberge an der Plaka in der Altstadt von Athen getroffen. Wir teilten uns ein Zimmer. Die Plaka, mit ihren engen Gassen, bunten Fassaden, kleinen Tavernen und dem Blick hinauf zur Akropolis, hatte etwas Magisches. Überall spürte man Geschichte – die alten Tempel, die Säulen, die Steine, die schon seit Jahrtausenden dort lagen.

Nathan war gerade erst aus einer ganz anderen Welt gekommen: Er hatte seinen Dienst bei der israelischen Armee beendet. Drei Jahre, erzählte er mir, müsse jeder junge Israeli dienen – Männer wie Frauen. Nun war er froh, frei zu sein, endlich aufzubrechen, die Welt zu sehen, für ein Jahr oder so lange es eben dauern würde. Viele seiner Freunde, meinte er, seien nach Goa geflogen, um Abstand zu gewinnen – mit Haschisch, Marihuana und Alkohol. Aber ihn zog es hinaus in die Welt. Athen war sein erster Halt.

Wir verbrachten viel Zeit miteinander, gingen durch die Plaka, ließen uns durch die verwinkelten Straßen treiben, aßen in kleinen Tavernen, probierten Oliven, gegrillten Fisch und Wein vom Fass. Unsere Gespräche waren lebendig, manchmal leicht, manchmal tief. Für mich war es seltsam und zugleich bewegend, mit einem jungen Israeli so unbefangen am Tisch zu sitzen. Immer wieder fragte ich mich, was er wohl über mich dachte – mich, einen Deutschen, der mit dem schweren Wissen über das Dritte Reich und den Holocaust aufgewachsen war. Doch Nathan begegnete mir offen, freundlich, ohne Vorbehalte. Ich spürte keine Distanz, kein Misstrauen.

Am letzten Abend vor seiner Abreise nach New York in die USA saßen wir unter freiem Himmel in einer kleinen Taverne in der Plaka. Der Duft von gegrilltem Fleisch hing in der Luft, wir aßen Gyros, tranken einfachen Landwein und blickten hinauf zur erleuchteten Akropolis, die majestätisch über der Stadt thronte. Es war eine dieser lauen Frühlingsnächte

Leseprobe zum Online lesen auf der Norbert Stemmer Webseite

in Athen, in denen das Leben leicht und schwer zugleich wirkt – leicht durch das Lachen und die Wärme, schwer durch die Gespräche, die man führt.

Nathan erzählte mir, dass es in seiner Familie keine Verwandtschaft mehr gibt. Seine Eltern hatten den Holocaust überlebt – jeder für sich, in verschiedenen Lagern. Später hätten sie sich kennengelernt und geheiratet. Fast alles andere, sagte er, sei ausgelöscht worden. Er hat keine Großeltern, keine Onkel und Tanten, keine Cousins oder Cousinen. Nichts, was eine große Familie hätte sein können – alles ausgelöscht durch die Nazis.

Und trotzdem war er mir gegenüber so unglaublich freundlich. Kein Vorwurf, keine Bitterkeit. Nur Offenheit. Ich war tief beeindruckt, ja, beschämt – und zugleich dankbar.

In nur wenigen Tagen in der Jugendherberge von Athen hatte ich einen neuen Freund gefunden. Ein Freund, den ich vielleicht nie wiedersehen würde – und doch hinterließ er etwas Bleibendes.

Am nächsten Morgen brach er früh auf, nahm ein Taxi zum Flughafen, um nach New York zu fliegen. Zum Abschied sagte er: „Wenn du es auf Deiner Reise nach Israel schaffst, besuche meine Eltern in Netanja.“ Wir tauschten unsere Adressen, und ich versprach es.

Einige Wochen später. Hinter mir lagen Griechenland, Penelopes Insel, Kreta und Zypern – Erlebnisse voller Sonne, Meer und alter Geschichten. Jetzt aber stand ich wirklich in Israel, im Hafen von Haifa, die Geräusche der Stadt im Ohr, den Rucksack auf dem Rücken. Während ich das neue Land auf mich wirken ließ, musste ich an Nathan denken. Seine Worte klangen mir im Kopf nach: „Wenn du nach Israel kommst, besuche meine Eltern in Netanja.“

Sollte ich das wirklich tun? Ich war unsicher. Immerhin war es nur eine kurze Begegnung in Athen gewesen, und inzwischen waren Wochen vergangen. Hatte er seinen Eltern überhaupt erzählt oder geschrieben, dass ich vielleicht eines Tages vor ihrer Tür stehen würde? Doch je länger ich darüber nachdachte, desto klarer wurde mir: Warum eigentlich nicht? Israel ist klein, die Wege sind kurz, und ich war neugierig.

Also machte ich mich auf den Weg zum Busbahnhof, kaufte ein Ticket und stieg in einen Bus, der mich von Haifa die Küste hinunter nach Netanja bringen sollte. Während der Bus sich in Bewegung setzte, blickte ich hinaus auf das Mittelmeer, das in der Sonne glitzerte, und fragte mich, was mich erwarten würde – Fremde, die mich vielleicht abweisen, oder Menschen, die mich willkommen heißen?

Vor einem gepflegten Reihenhaus in Netanja blieb ich stehen. Mein Herz klopfte schneller, als ich auf den Klingelknopf drückte. Wochen waren vergangen, seit ich Nathan zuletzt gesehen hatte – und ich fragte mich, ob er seinen Eltern überhaupt erzählt hatte, dass ich vielleicht einmal vor ihrer Tür stehen würde.

Die Tür öffnete sich. Eine Frau Mitte vierzig, elegant und zugleich schlicht gekleidet, stand vor mir. Sie musterte mich mit einem erstaunten, fast misstrauischen Blick.

Leseprobe zum Online lesen auf der Norbert Stemmer Webseite

„Hallo“, begann ich stockend, „mein Name ist Norbert. Ich bin ein Freund Ihres Sohnes Nathan. Wir haben uns in Athen in einer Jugendherberge kennengelernt und uns ein Zimmer geteilt. Er sagte, wenn ich einmal nach Israel komme, sollte ich unbedingt seine Eltern besuchen ... also ... hier bin ich.“

Für einen Moment herrschte Schweigen. Ich sah ihr an, dass sie sehr überrascht und unschlüssig war, ob sie mir trauen konnte. Nach kurzem Zögern trat sie beiseite und sagte leise: „Kommen Sie herein.“

Wir gingen ins Wohnzimmer und setzten uns an den Esstisch. Nathans Mutter war eine freundliche Frau mit einem hübschen offenen Gesicht, doch ich spürte ihre Nervosität – genau wie meine eigene. Sie stellte mir Fragen, knapp, prüfend, und ich antwortete so gut ich konnte. Sie bot mir etwas zu trinken an, und wir redeten vorsichtig weiter.

„Mein Mann kommt bald von der Arbeit“, sagte sie schließlich, fast so, als wolle sie sich selbst beruhigen. Ich fühlte deutlich, dass sie mir noch nicht vertraute, und für einen Moment dachte ich daran, mich lieber wieder zu verabschieden, um sie nicht weiter zu belasten.

Doch irgendwie fanden wir doch in ein Gespräch hinein – über Athen, über Reisen, über Nathan. Und als die Tür aufging und ihr Mann, Nathans Vater, nach Hause kam, spürte ich eine Erleichterung.

Auch Nathans Vater war überrascht, mich zu sehen. Doch nachdem er die ersten Worte gewechselt hatte, setzte er sich zu uns an den Tisch, hörte aufmerksam zu und begann Fragen zu stellen: Wie hatte ich seinen Sohn in Athen getroffen? Was hatten wir unternommen?

Ich erzählte von unseren Tagen in der Plaka, den gemeinsamen Mahlzeiten, den Spaziergängen und Gesprächen, und spürte, wie sich die Spannung allmählich löste. Mit jedem Detail schien ihre Skepsis kleiner zu werden. Schließlich lächelte Nathans Mutter: „Wir sind froh, dass du unseren Sohn getroffen hast und ihr eine gute Zeit miteinander hattet.“

Dann stand sie auf. „Ich gehe und bereite das Abendessen vor. Unterhalte dich so lange mit meinem Mann.“

Ich war erleichtert, dass er zu Hause war – seine Anwesenheit machte die Situation leichter. Schon bald erzählte er offen von seiner Arbeit als Manager in einer Bank in Netanja, und unser Gespräch wurde immer ungezwungener.

Nach einer Weile war das Essen fertig, und wir deckten gemeinsam den Tisch. Es war ein einfacher, aber herzlicher Moment, der mich spüren ließ, dass ich willkommen war. Beim Abendessen sprachen wir weiter über Nathan. Seine Mutter erzählte, dass er inzwischen quer durch die USA reiste und es sehr genoss. „Der letzte Brief kam aus Los Angeles“, sagte sie, „dort möchte er noch etwas länger bleiben.“

„Was sind deine Pläne?“ fragte Nathans Vater und sah mich aufmerksam an.

„Ehrlich gesagt bin ich mir nicht sicher“, antwortete ich. „Mit dem Rucksack zu reisen bedeutet, dass man oft nicht weiß, was der nächste Tag bringt. Aber ich möchte Israel kennenlernen – die berühmten Städte, die alten Stätten, Jerusalem natürlich und vor allem die Menschen. Ich will verstehen, wie die Kultur, das Leben und der Glaube hier sind.“

Er nickte langsam. „Weißt du, wir sind Eltern eines Sohnes, der jetzt selbst in der Welt unterwegs ist. Wir machen uns oft Sorgen um ihn. Und ich bin sicher, deine Eltern machen sich auch Sorgen um dich.“ Dann lächelte er unerwartet. „Du scheinst ein netter junger Mann zu sein. Wenn du möchtest, bleib doch über Nacht bei uns. Du bist herzlich willkommen.“

Dieses Angebot überraschte mich – noch vor zwei Stunden hätte ich mir kaum vorstellen können, dass sie mir so etwas sagen würden. Ich war erleichtert und glücklich, nicht nach einer anderen Unterkunft suchen zu müssen.

Je länger wir zusammen saßen, desto gesprächiger und offener wurden Nathans Eltern. Schließlich schlug sein Vater vor: „Wie wäre es, wenn wir dir ein wenig Netanja zeigen? Es ist ein schöner Abend.“

Also gingen wir los. Sie führten mich durch die Straßen ihrer Stadt, erzählten hier und da kleine Geschichten, zeigten mir Plätze, Geschäfte, Cafés. Zum Abschluss spazierten wir am Strand entlang. Das Rauschen der Wellen, die salzige Luft und die untergehende Sonne über dem Mittelmeer machten den Moment vollkommen. Ich fühlte mich willkommen – nicht mehr wie ein Fremder, sondern wie ein Gast, fast wie ein Freund.

Als ich am nächsten Morgen die Augen öffnete, war es schon nach neun Uhr. Es war spät geworden am Abend zuvor – aber es war ein schöner Abend gewesen. Ich hatte eine gute Zeit mit Nathans Eltern, wir hatten viel geredet, gelacht und uns besser kennengelernt.

In der Küche wartete schon der Duft von frischem Kaffee. Nathans Mutter begrüßte mich herzlich und stellte mir das Frühstück hin. Während wir am Tisch saßen, sah sie mich an und fragte: „Was möchtest du heute machen?“

„Ich glaube, ich gehe an den Strand“, antwortete ich. „Einfach ein bisschen die Sonne genießen und danach ... mal sehen.“

Sie nickte und lächelte. „Weißt du, mein Mann und ich haben heute Morgen über dich gesprochen. Wir hatten gestern wirklich ein gutes Gefühl mit dir. Wenn du magst, bleib doch noch eine Nacht.“

Ich freute mich über diese Offenheit und willigte sofort ein.

„Komm aber bitte spätestens um fünf Uhr vom Strand zurück“, fügte sie hinzu. „Dann ist mein Mann wieder zu Hause, und wir würden dich heute Abend gerne noch einmal zum Essen einladen.“

Der Strand von Netanja war wunderschön – goldener Sand, soweit das Auge reichte, und das endlose Blau des Mittelmeers. Ich verbrachte den Tag damit, barfuß am Wasser entlang-

zulaufen, im warmen Meer zu schwimmen und einfach die Sonne auf mich wirken zu lassen. Es war ein Tag, der sich leicht und sorglos anfühlte – genau der richtige Ausgleich zu all den Eindrücken der letzten Tage.

Am Abend nahmen Nathans Eltern mich mit in ein Restaurant an der Küste. Wir saßen auf einer Terrasse mit Blick auf das Meer, die Luft war warm, die Lichter der Stadt spiegelten sich auf den Wellen. Das Essen war köstlich, doch noch mehr berührte mich die selbstverständliche Herzlichkeit, mit der sie mich behandelten. Ich fühlte mich nicht wie ein Fremder, sondern wie ein Gast, dem man vertraut.

Zurück in der Wohnung wurde die Stimmung ernster. Wir saßen im Wohnzimmer, und das Gespräch glitt wie von selbst zu den schweren Themen der Vergangenheit. Hitler, Nazi-deutschland, der Holocaust – all das, was wie ein unausgesprochener Schatten zwischen uns stand. Schließlich sagte Nathans Mutter ruhig:

„Wir wissen, dass du Deutscher bist. Aber gleichzeitig bist du nicht schuld an dem, was unserem jüdischen Volk – und uns persönlich – widerfahren ist. Trotzdem leben wir mit diesem Trauma, auch wenn seitdem viele Jahre vergangen sind.“

„Mein Mann und ich – wir waren beide erst siebzehn, noch fast Kinder –, als wir im Konzentrationslager der Nazis von den Alliierten befreit wurden. Aber befreit bedeutet nicht gerettet: Wir hatten alles verloren. Unsere gesamte Verwandtschaft ist im Holocaust ausgelöscht worden.

Ich selbst wurde mit meiner Familie deportiert. Meine Mutter, mein Vater, die Großeltern, meine beiden Brüder und meine Schwester – wir wurden getrennt, und keiner von ihnen hat überlebt. Auch Onkel, Tanten, Cousins, Nachbarn – alle, die ich kannte und liebte – wurden ermordet. Dasselbe widerfuhr meinem Mann. Es ist das Schicksal so vieler Juden dieser Zeit.

Nach der Befreiung aus dem Lager begann eine neue Flucht. Mit Hilfe jüdischer Organisationen schlugen wir uns quer durch Europa, voller Hunger und Erschöpfung, bis an die Mittelmeerküste durch. Uns wurden Sammelpunkte genannt, von denen Schiffe ablegen sollten – Schiffe, die uns nach Palästina bringen würden, ins Land unserer Hoffnung.

Doch unser Schiff erreichte Haifa nie. Auf dem Weg dorthin wurde es von englischen Kriegsschiffen aufgebracht. Statt in der ersehnten Heimat landeten wir in Zypern – in einem weiteren Lager, diesmal unter britischer Aufsicht, zusammengepfercht mit vielen anderen Überlebenden.

Und dort, in diesem Lager, haben wir uns kennengelernt. Zwei entwurzelte junge Menschen, die alles verloren hatten – und die trotzdem noch die Kraft fanden, zu lieben. Wir verliebten uns, wir heirateten dort, hinter Stacheldraht.

Erst nach der Staatsgründung Israels im Mai 1948 durften wir endlich auswandern. Wir kamen hierher, jung verheiratet, voller Hoffnung, endlich einen Ort zu haben – einen Platz zum Leben für uns und für unser Volk.

Leseprobe zum Online lesen auf der Norbert Stemmer Webseite

Seitdem versuchen wir, den Schmerz, die Wut, den Hass – all das – zu überwinden und hinter uns zu lassen. Doch vergessen können wir nicht. Wir tragen unsere Toten in uns, in Liebe und Schmerz. Aber wir haben versucht, hier ein neues Leben aufzubauen, im Vertrauen darauf, dass es eine Zukunft in Frieden geben kann.“

Ich hörte zu, sprachlos, während Nathans Eltern ihre Geschichte erzählten. Ihre Stimmen waren ruhig, ohne Bitterkeit, und doch lag in jedem Wort eine Schwere, die mich tief traf. Ich konnte kaum glauben, was sie als Kinder und Jugendliche hatten durchleben müssen: Hunger, Verfolgung, den Verlust der gesamten Familie – und dann den Mut, im Lager die Liebe zu finden und ein neues Leben zu beginnen.

In mir stieg ein Gefühl auf, das ich schon aus meiner Schulzeit kannte, wenn wir im Geschichts- und Gemeinschaftskunde- unterricht Filme über den Holocaust gesehen oder Gedenkstätten wie Dachau besucht hatten: eine Mischung aus Scham und Schuld. Aber hier, im Wohnzimmer dieser Menschen, die mich aufgenommen und bewirtet hatten, war es noch unmittelbarer und sehr intensiv.

Ich werde sie nie vergessen – die lieben Eltern von Nathan. Gute Menschen. Es hat mich sehr beschämt und nachdenklich gemacht, ihnen zuzuhören. Wenn ich mir vorstelle, wie viel sie durchgemacht haben, und trotzdem hassen sie mich nicht – nicht einmal, obwohl ich Deutscher bin und damit Teil unserer gemeinsamen unseligen Geschichte –, dann erfüllt mich das mit Demut.

Wie viel braucht es, um ein solches Trauma zu überwinden? Wie stark und demütig muss man sein, um zu vergeben? Vor allem, wenn man das Geschehene niemals vergessen kann. Können sie verzeihen, weil sie Gott so sehr lieben? Können sie Gott überhaupt noch lieben? Denken sie nicht manchmal: „Gott, warum hast du mich – und dein auserwähltes Volk – verlassen?“

Vielen Dank, liebe Eltern von Nathan, für eure Gastfreundschaft, euer Vertrauen und für eure Vergebung.